

DAS NEBELHORN

HERAUSGEBER

DR. HERBERT MÜLLER-GUTTENBRUNN

INHALT:

Das Ernst-Nehmen des Todes / Gehirnerweichung
und Herzensverhärtung / Meine Mängel / Der Traum
vom Fliegen / Die Staatsgewalt / Ahnungsvolle Worte

Erscheint am 1. und 15. jedes Monats.

Preis der einzelnen Nummer 60 Groschen.
Im Abonnement 50 Groschen.

VERLAG »DAS NEBELHORN«, GRAZ
VOLKSGARTENSTRASSE 12.

Nachdruck nur mit Quellenangabe „Das Nebelhorn“ gestattet.

DAS NEBELHORN

Nr. 12

15. JUNI 1927

1. JAHR

DAS ERNST-NEHMEN DES TODES

Zwei Wirkungen hat das Christentum auf die abendländische Welt ausgeübt: Die religiöse Verwirrung dieser Welt durch die ihm entsprungenen Kirchen und Sekten und ihre antireligiöse Verwirrung durch die Gegner dieser Kirchen und Sekten. Welche von diesen beiden Wirkungen die betrüblichere für die Geschicke der abendländischen Menschheit ist, ist schwer zu sagen.

Es ist begreiflicher Weise ganz unmöglich, bei dem beschränkten Raum, der hier zur Verfügung steht, eine Erörterung des religiösen Problems zu versuchen, die nur einigermaßen Anspruch darauf erheben könnte, eine gründliche zu sein. Ebenso unmöglich ist es aber auch, in dieser Zeitschrift für die Interessen vorurteilslosen Menschentums über das Problem, das die Religion für die Gegenwart darstellt, zu schweigen, da wahres Menschentum ohne Religion ebenso undenkbar ist, wie Religion ohne wahres Menschentum. Was aber ist Religion?

Seit ich in der vierten Nummer des Nebelhorns der Sozialdemokratie den Vorwurf gemacht habe, sie nehme dem Volke die Religion, ohne ihm einen die gleichen Glücksmöglichkeiten bietenden Ersatz dafür zu geben, habe ich von den in sogenannten „Freidenkerverbänden“ organisierten Genossen so manchen vorwurfsvollen Brief bekommen. Ich habe

gewiß nichts gegen diese Freidenker, selbst wenn sie mir schreiben, daß ich Ahnungsloser keinen Begriff von den Zusammenhängen zwischen Kirche und Kapitalismus habe, selbst wenn sie mich infolge jener religionsfreundlichen Aeußerung wörtlich und in allem Ernste verdächtigen, ein „verkappter Agent Seipels“ zu sein. Ja, ich bin ihnen für eine Verdächtigung wie diese vielmehr dankbar, denn sie beweisen durch ihre Meinung, Seipel habe etwas mit Religion zu tun, geradezu das, was ich ihnen schon lange beweisen will, nämlich: daß sie keine Ahnung davon haben, was Religion eigentlich sei. Ist neben ihrem unglückseligen Namen „Freidenker“, der das bloße „Denken“ zur Begleiterscheinung der Unfreiheit stempelt und die Menschheit außerhalb der Freidenkerverbände als eine Koalition von Den kern erscheinen läßt, ist neben diesem unglückseligen Namen ihr Unwissen um das Wesen der Religion auch das Einzige, was an ihnen auszusetzen ist, die sich um die geistige Wehrhaftmachung der absichtlich in geistiger Wehrlosigkeit Gehaltenen so viele und große Verdienste erworben haben, so ist ihre absolute Verkennung der Bedeutung des Religiösen in der Sache und in der Wirkung doch von so hoher prinzipieller Bedeutung, daß die Kritik dazu nicht schweigen kann.

Es ist ja begreiflich, wie sie zu diesem Unwissen gekommen sind. Sie, die den Kirchenglauben untergraben wollen, sind in einem Punkte so kirchengläubig, wie nur irgend ein armer Teufel in einem entlegenen Gebirgstal. Sie identifizieren eine Organisation von Schiebern, die in himmlischer Gnade en gros und en detail handeln und behaupten, diese Ware sei nur bei ihnen in konkurrenzloser Qualität um ein paar Peterspfennige zu haben, mit dem Unbegriff von Religion, den sie haben, und sind dadurch, daß sie den Glauben an die Offenbarungen der Bibel durch den Glauben an die nicht weniger proble-

matischen Offenbarungen der Wissenschaft ersetzen wollen, ihren lediglich mit Politik beschäftigten Genossen ähnlich, die sich bemühen, den bürgerlichen Kapitalismus durch einen sozialdemokratischen zu ersetzen.

Die christlichen Kirchen leiten ihren Namen bekanntlich von einem gewissen Jesus Christus ab und beweisen ihren Zusammenhang mit ihm immer wieder dadurch, daß sie konsequent das Gegenteil von dem tun, was er lehrte. Sie schwören und nehmen Eide ab und sollen doch „durchaus nicht schwören“, sondern „ja, ja“ und „nein, nein“ sagen; sie machen das Beten zu einer öffentlichen Angelegenheit und nicht zu einer des Kämmerleins; sie sammeln eifrig Schätze, die nach den Worten ihres Stifters der Rost und die Motten fressen und bemühen höchstens die Industrie mit der Erfindung von Rostschutz- und Mottenvertilgungsmitteln; sie vergrößern das bekannte Nadelöhr einfach so weit, daß auch die größten Kamele unter ihren Gläubigen hindurchgehen; sie erlassen Wahlaufufe für Parteien, obwohl Christus gesagt hat (Matthäus 12, 25): „Jedes Reich, das in Parteien sich trennt, wird verwüstet“; sie richten fleißig und hoffen, daß ausgerechnet sie nicht gerichtet werden; sie sagen ununterbrochen: „Herr, Herr“ und hoffen, daß es bloß ein Druckfehler in der Bibel sei, wenn behauptet wird, daß die, welche so reden, nicht ins Himmelreich kommen; sie haspeln ellenlange Litaneien ab, obwohl geschrieben steht: „Wenn ihr betet, so macht nicht viel Geschwätz wie die Heiden, die sich einbilden, sie würden erhört, wenn sie viele Worte machen“; statt wie die Kinder zu werden, werden sie wie die Krämer und hoffen, daß der schmale Pfad und die enge Pforte, die zum Leben führen, doch irgendwie der Spurweite ihrer Automobile und Galawagen entsprechen werden, in denen sie ihre Bäuche spazieren führen. Die Art dieses Zusammenhanges durch Nichtzusammenhängen ist ge-

wiß eigenartig, erklärt sich aber zwanglos aus der Zwangslage, aus Rentabilitätsgründen die Lehre eines anarchistischen Proletariers der Leere herrschsüchtiger Unternehmer in der Seelsorger- und Leibausnützerbranche anzupassen.

Die Sache hat aber noch einen anderen Haken. Es ist klar, daß bei jedem Bekenntnis der religiöse Kult nur eine Verballhornung der religiösen Lehre darstellen kann, da er ja dazu da ist, die Lehre der Fassungskraft der Geistesschwäche anzupassen und Begriffe durch symbolische Handlungen zu ersetzen. Die Lehre aber durch den Kult gerade ins Gegenteil zu verkehren: das ist eine Spezialität des Christentums, die nirgendwo sonst auf der Welt vorkommt und der Verdacht, daß diese Möglichkeit ihre Ursache in einem Mangel der Lehre haben müsse, liegt nahe. Und scheint mir auch begründet.

Wenn man die Lehre Christi, wie sie durch die Evangelien überliefert ist, mit anderen religiösen Lehren vergleicht, so fällt vor allem ihre Dürftigkeit und der vollständige Mangel eines bis ins Detail logisch aufgebauten Weltbildes auf. Welch ein ungeheures bis ins kleinste Detail ausgebildetes Gedankengebäude ist daneben zum Beispiel die Lehre Buddhas, die dem Raume nach das ganze Weltall mit allen seinen sichtbaren und unsichtbaren Gestirnen umfaßt und der Zeit nach Ewigkeiten, die nach Billionen von Weltzeitaltern berechnet werden, wobei ein einziges Weltzeitalter jene Zahl von Jahren umfaßt, die durch eine 1 mit 120 Nullen dargestellt wird, während der Gesichtskreis Christi die Juden und die „Heiden“ umfaßt und einen Zeitraum von der ca. 4—5000 Jahre vor Christus erfolgten Erschaffung der Welt bis zum sogenannten jüngsten Tage, den die ersten Christen schon wenige Jahrhunderte nach Christi Tode erwarteten und auch heute noch beim Erscheinen des erstbesten Kometen sogleich wieder erwarten würden. Erscheint die Lehre Chri-

sti so ihrem Horizonte nach geradezu armselig, so ist sie ihrem Inhalte nach auch nicht viel üppiger, denn sie besteht im Grunde bloß aus den wenigen rein ethischen und moralischen Leitsätzen, die in der Bergpredigt enthalten sind. Die Erhabenheit und ethische Größe dieser Sätze soll gewiß nicht verkleinert oder bestritten werden, was aber festgestellt werden muß, ist, daß sie kaum die Spur eines logischen Zusammenhanges, geschweige denn eines philosophischen oder religiösen Systems enthalten und nie die Grundlage für eine Weltreligion hätten abgeben können. Und wenn wir heute mit Staunen bemerken, daß die Kirche Christi das Gegenteil von dem tut, was sie als Lehre ihres Stifters überliefert und uns fragen, wieso dies möglich ist, so muß man antworten: weil eben das, was die Kirche lehrt, nur zum geringsten Teil das ist, was Christus gelehrt hat, weil das, was uns das Christentum ist, von allen möglichen anderen Menschen hinterher dazugemacht wurde, um eben die Lehre Christi nicht an ihrem großen Erfolge, den sie sogleich nach ihrem Bekanntwerden errang, zu Grunde gehen zu lassen und dem geänderten Wirkungskreis anzupassen, den sie erhielt, als sie unter dem Kaiser Constantin Staatsreligion wurde.

Um den ersten großen Erfolg der Lehre Christi zu verstehen, ist es notwendig, die Zeit zu betrachten, aus der sie stammte. Der nur zum Feststellen kausaler Zusammenhänge geeignete menschliche Verstand und das Wohl verlangende und Weh verabscheuende menschliche Herz müssen, sollen sie das Naturgeschehen und das menschliche Erdenleben nicht als eine ununterbrochene Beleidigung empfinden, ein Gesetz der ausgleichenden Gerechtigkeit statuieren, das der von ihnen nach ihrer Veranlagung als unmöglich empfundenen überall sichtbaren Ungerechtigkeit wenigstens den bitteren Stachel nehmen soll, wenn sie es schon nicht ausmerzen kann. Diese Ungerechtigkeit wurde bei den Kulturvölkern des

Altertums zuerst wenig empfunden, so lange die primitiven und rauen Verhältnisse ihrer Frühzeit für alle Menschen beinahe die gleichen waren, Standes- und Vermögensunterschiede kaum existierten und wenn sie existierten, in der sichtbaren körperlichen und kriegerischen Ueberlegenheit der Führer eine für Alle verständliche Begründung hatten, solange Zeus der Donnerer und Apollo der Sonnengott war, die auf alle Menschen den Regen fallen und das Licht scheinen ließen. Als sich aber in der späteren Zeit und im Laufe der Entwicklung diese primitive aber als gerecht empfundene Ordnung immer mehr verschob, als die Zahl der Sklaven immer mehr wuchs, bis sie die Zahl der Freien um ein Vielfaches übertraf, als diese Freien auf Kosten der Mühe und Plage der Sklaven und vor deren Augen ein immer luxuriöseres Leben zu führen begannen, zusehends degenerierten und durch keine körperliche Ueberlegenheit mehr imponierten, als diese Sklaven immer gebildeter wurden, zum Unterricht der Kinder der Freien herangezogen wurden und dabei trotzdem, wenn es dem Herrn beliebte, den Muränen in den Fischteichen als Fraß vorgeworfen werden konnten, als sich ein immer größerer Unterschied zwischen dem in ungeheurem Reichtum schwelgenden Adel und dem zum Pöbel gewordenen Volke entwickelte, dem schon längst auch das als Sicherheitsventil so erprobte Recht des Verbannens und Hinrichtens durch das Scherbengericht genommen war und als schließlich dieser Pöbel aus den Kreisen der verbitterten Sklaven durch Freigelassene immer neuen Zuwachs an unzufriedenen Elementen erhielt, da stieg die Spannung ins Unerträgliche für die, die von einem Gesetze der ausgleichenden Gerechtigkeit noch nichts wußten. Die Stoiker waren damals die Einzigen, die dieses Gesetz durchschauten und sie erfreuten sich auch eines ungeheuren Zulaufes. Aber für das arme und ungebildete Volk kamen sie nicht

in Betracht, da ihr Unterricht nicht kostenlos war und ihre Methode ein mehr als mittelmäßiges Maß an Energie erforderte. Und in diese seelisch völlig aus den Fugen gegangene Zeit platzten die Worte Christi hinein: „Selig sind . . . denn ihrer ist das Himmelreich!“

Man muß sich Mühe geben, um sich überhaupt vorstellen zu können, welch ungeheuren Sturm diese Worte bei allen Unterdrückten und Beladenen erwecken mußten. Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, ehe ein Reicher in den Himmel kommt, der zur Gänze den Armen reserviert bleibt! Die ausgleichende Gerechtigkeit war da! Das Leben schien wieder erträglich und je unerträglicher das äußere Dasein war, desto süßer winkte die Hoffnung auf den Himmel! In die Welt war plötzlich wieder ein Sinn gekommen und diese ganze Veränderung kostete keine Willensanstrengung, kein Philosophenhonorar, sondern nur das bißchen Glauben an den Himmel, an den zu glauben ja damals leicht, angenehm und befreiend war.

Christus hat sich über das, was er unter „Himmelreich“ verstand, wie über so vieles andere nicht ganz klar ausgedrückt und der Grund dieser Unklarheit ist der innere Zwiespalt, in dem er sich während der kurzen Zeit seiner Lehrtätigkeit fast stets befand und der durch verschiedene überlieferte Episoden drastisch illustriert wird. Er war oft gezwungen, sich durch geistreiche Spitzfindigkeiten aus den unangenehmen Lagen, in die ihn die keineswegs auf den Kopf gefallenen Schriftgelehrten und Pharisäer brachten, zu befreien und mußte, um nur zwei Beispiele zu erwähnen, im Falle des Zinsgroschens (Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist) ein Kompromiß zwischen seiner oft betonten anarchistischen Gesinnung und dem Staatsgedanken des Judentums schließen und im Falle der Ehebrecherin (Wer unter euch ohne Sünde ist, der

werfe den ersten Stein auf sie) seine menschliche Einstellung zum Sexuellen (Samariterin! Magdalena!) irgendwie mit der sittlichen Borniertheit des Hebräertums verquicken. Und Christus litt bestimmt unter diesem inneren Zwiespalt. Er konnte sich wohl denken, daß seine Lehre vom Himmelreich aus den erörterten Gründen in den Ländern heidnischer Kultur mit Jubel aufgenommen werden würde, aber diese Voraussicht war wohl nicht stark genug, ihm die Kraft zu geben, mit dem Judentum zu brechen, auf das diese Lehre vom Himmelreich gar keinen Eindruck machte, da es eine streng hieratisch-orthodoxe Gemeinschaft fast ohne Sklaven und fast ohne große soziale Unterschiede war. Er wollte auch bei den Juden Eindruck machen und um diesen Eindruck machen zu können, mußte er den Anschein erwecken, als sei er der von den Propheten des alten Testaments prophezeite Messias. Er tat dies, indem er seine Worte und sein Handeln diesen Prophezeiungen möglichst anzupassen suchte, und indem er immer wieder dem Glauben der Juden entgegentrat, die diesen Messias als weltlichen König und Befreier erwarteten. Und er erreichte damit nur doppeltes Unheil. Erstens seine Hinrichtung als falscher Messias und zweitens die unselige Verbindung des alten Testaments, das zum größten Teile ein jüdisches Geschichtenbuch übelster Sorte ist und mit Religion nicht das Geringste zu tun hat, mit seiner reinen Lehre, eine Verbindung, die im weiteren Verlaufe der Geschichte mit der Entlarvung des ihn nach seinen eigenen Worten voraussagenden alten Testaments als einer verlogenen Compilation der Leviten aus nachbabylonischer Zeit auch zur völligen Erschütterung des Glaubens an die Wahrheit seiner Lehre führte.

Das größte Unheil aber richteten die Widersprüche an, in die sich Christus bei seiner Lehre vom Himmelreich verwickelte, einer Lehre, die wie

gezeigt, seinerzeit den ersten Erfolg des Christentums ermöglichte, heute aber, wenn nicht alle Anzeichen trügen, seinen definitiven Untergang herbeiführt. Ursprünglich meinte Christus wohl das, was in den Worten: „denn seht das Himmelreich ist inwendig in euch!“ seinen Ausdruck fand. Als er aber sah, daß diese, das Himmelreich ins Geistige verweisenden Worte bei der damaligen materiell verwirrten Welt kein Verständnis fanden, vielmehr alle das Himmelreich für eine Gegend im Raume irgendwo über den Wolken hielten, wo sie für ihre Leiden auf Erden Entschädigung finden sollten, so ließ er schließlich die Leute bei diesem sie seligmachenden Glauben und sprach endlich selbst von den „vielen Wohnungen im Hause seines Vaters“, die für seine Anhänger bereitet seien und zum Schächer am Kreuze sagte er: „heute noch wirst Du bei mir im Paradiese sein“, womit das Himmelreich zweifellos als ein Aufenthaltsort nach dem Tode bezeichnet wird, da es unmöglich inwendig in einem Toten sein kann. Daß Christus dieser Verzerrung des Begriffes vom Himmelreich nachgegeben hat, ist seine ungeheure Schuld, die den Entwicklungsgang der ganzen abendländischen Kultur in ungünstigster Weise beeinflußt hat. Vermittelt der Buddhismus seinen Anhängern die Erkenntnis, daß das irdische Leid — soweit dies überhaupt entschieden werden könne — wahrscheinlich nur eine Auswirkung der üblen Taten in früheren Existenzen sei und daß die ganze sichtbare und leidvolle Welt nur ein buntes Spiel sei, das uns unsere Sechssinnenmaschine vorspiele, daß man lernen könne, diese Sechssinnenmaschine durch Kontemplation und Versenkung beliebig ein- und auszuschalten und daß man sich also vom Leide befreien und das Himmelreich inwendig in sich errichten könne, so deckt sich das alles, nur in bewußterer Weise ausgesprochen, fast völlig mit Christi ersten ahnungsvollen Worten. Niemals hätte Christus von

dieser geistigen Auffassung des Himmelreiches abweichen dürfen und er hätte die üblen Folgen einer Verlegung des Himmelreiches ins Räumliche wenigstens teilweise vorausahnen müssen. Diese üblen Folgen sind, wie wir heute wissen, dreifacher Art. Erstens wurde durch die Annahme eines für die, die auf Erden kein Geld haben, reservierten Himmelreiches und durch den Ausschluß der Reichen aus diesem Reiche den finanziellen Unterschieden zwischen den Menschen auf Erden eine viel zu große Bedeutung beigelegt und der auch heute noch allgemein verbreitete Glauben erweckt, das Glück wachse ständig proportional der Höhe des Einkommens. Zweitens wurde der Glaube der Armen an das Himmelreich zu ihrer fast widerstandslosen Ausbeutung im Diesseits benützt und außerdem Christi Lehre durch ihre Anpassung an die ziemlich weitherzigen Gewissen der von ihr entzückten irdischen Ausbeuter verschweigt. Und drittens wurde mit der Erschütterung des auf gänzlich veralteten „Offenbarungen“ beruhenden Glaubens durch die Wissenschaft auch der Glaube an das Himmelreich erschüttert, der Ausgleich der Unterschiede zwischen den Menschen wurde wieder auf der Erde gesucht, die Welt wurde wieder zum Kampfplatz aller gegen alle um materielle Güter und die Welt ist heute wieder so sinnlos und durch den täglichen Anblick himmelschreiender, das heißt nach einem neuen Himmelreich schreiender Ungerechtigkeit unerträglich geworden und wir sind glücklich wieder dort angelangt, wo die Menschheit beim Erscheinen Christi war.

Wir befinden uns in derselben Lage, aber wir verfügen heute bei weitem nicht über die gleichen Fähigkeiten, wie die Menschen der damaligen Zeit. Durch den Schiffbruch, den jahrhundertealter Glauben vor unseren Augen erlitten hat, durch die Lüge, von der wir uns täglich umgeben sehen, haben

wir alle Naivität verloren. Und wenn heute auf Grund der Erfahrungen, die die abendländische Menschheit mit den christlichen Kirchen gemacht hat, im Organ der Freidenker die Religion kurzweg als eine seelische Trägheitserscheinung bezeichnet wird, so entspricht dies gewiß der Ueberzeugung von Millionen heute lebender Menschen, obwohl dem, der zu sein scheint. Denn wer den ewigen Funken in sich nicht spürt, wer sich bloß aus seinem Körper bestanden wähnt, wer sich in seelischer Genügsamkeit damit bescheidet, wenn aus dem Verwesungsdrück seines Leibes einmal ein Baum sprießen wird und wer diese Umwandlung von Materie in Materie für ein Fortleben seiner Seele hält, wer an Zelltheorien glaubt und überhaupt an diese ganze Wissenschaft, die von den Molekülen über die Atome und Ionen zu den Elektronen vorgeschritten ist und deren hauptsächliche Tätigkeit darin besteht, für ein Wort, unter dem sich niemand etwas vorstellen kann, von Zeit zu Zeit ein neues Wort, unter dem sich wieder niemand etwas denken kann, zu setzen, wer bei der Geburt eines Kindes keine Frage nach dem Woher, beim Anblick scheinbar unverschuldeten Leides keine Frage nach dem Warum, beim Anblick des Todes keine Frage nach dem Wohin unerträglich in seiner Seele brennen fühlt, der allein ist in Wahrheit seelisch träge, mag er geistig noch so regsam sein. Die Wissenschaft, die wie ein kleines Kind ihre kausalen Bausteine aufeinandertürmt, dann alles wieder einreißt und in anderer Zusammenstellung von neuem das alte Spiel beginnt, die Wissenschaft, die nicht imstande ist, das Wetter für den nächsten Tag zu prophezeien und nicht fähig ist, zu erklären, warum wir die Gegenstände aufrecht sehen, obwohl sie sich doch auf der Netzhaut verkehrt spiegeln, dieser Wissenschaft wird es nie gelingen, das moralische Gesetz in uns, das Kant mit Ehrfurcht erfüllte, in irgend einer Zellenpartie des Gehirns oder

Rückenmarks zu entdecken. Obwohl sie wenigstens seit Kant wissen sollten, daß die Welt lediglich eine Vorstellung unserer Sinne ist, wenn sie schon den Buddha, der 2300 Jahre früher dasselbe sagte, für einen ollen ostasiatischen Götzen halten, forschen und fragen sie heute noch immer: was ist die Welt? statt zu fragen: was ist das Ich, das sich diese Welt erbaut? wie es der Buddha getan hat. Und obwohl über diese Ich nichts ausgemacht werden kann, da es als das notwendige Subjekt aller Erkenntnis nie gleichzeitig zu deren Objekt werden kann, so hat er doch auf negativem Wege durch den tiefsten Gedanken, der je einem Menschenhirn entsprungen ist, den Anatta-Gedanken, logisch erwiesen, was wir heute nicht mehr glauben können. Er schloß folgendermaßen: Das Einzige, was von diesem Ich ausgesagt werden kann, ist, daß es nach Wohl verlangt und Wehe verabscheut. Was aber bereitet diesem Ich Wehe? Die Vergänglichkeit. Könnte nun diesem Ich die Vergänglichkeit Wehe bereiten, ja könnte es sie überhaupt bemerken, wenn es selbst vergänglich wäre? Nein. Es muß also unvergänglich sein. Woran ich aber ein Entstehen und Vergehen bemerke, kann dieses mein Ich sein? Nein. Woran aber bemerke ich ein Entstehen und Vergehen? An Allem. Folglich ist dieses Ich etwas außerhalb meines Sehens, Hörens, Fühlens, Riechens, Schmeckens, Denkens, das notwendig ewig sein muß und für das das Leben ein unangemessener und daher leidvoller Zustand ist. Was sind wir dagegen für Stümper mit unseren „religiösen“ Offenbarungen, an die man glauben muß und mit unseren wissenschaftlichen Offenbarungen, von deren Richtigkeit man sich mit Hilfe eines Mikroskopes überzeugen kann. Wahre Religion bedarf keines Glaubens. Wahre Religion ist das, was Lao-Tse so einfach ausdrückt, wenn er sagt: den Tod ernst nehmen und danach leben. Wer nimmt heute den Tod noch ernst? Die meisten lehnen es ab, sich

über ihn Gedanken zu machen, weil sie mit dem Machen von Geld ausreichend beschäftigt sind und die anderen verlachen das Ernstnehmen des Todes als Furcht, rühmen sich ihres Mutes und halten das, was die buddhistischen Mönche in ihrem Liede:

Immer wieder schwängert man die Weiber,
Immer wieder keimt ein neues Leben,
Immer wieder wird es neu geboren,
Immer wieder wankt es hin zum Grabe,
Immer wieder trägt man weg die Leichen.

besingen, für einen äußerst sinnreichen, keiner weiteren Erklärung bedürftigen Zustand. Mut vor dem eigenen Tode hat schon mancher bewiesen. Was aber beweist er vor dem Tode eines Menschen, den er liebt?

Da büßt mit einem Male das dem Materialismus als höchste Poesie erscheinende Bewußtsein, in einem Baume über dem Grabe weiterleben zu können, seinen Sinn ein, da erscheint der Mut vor dem eigenen Tode als kläglicher Trotzversuch und nützt nichts gegen die ungeheure Sinnlosigkeit, vor der wir alle unsere Sinne vergehen fühlen.

Da hilft nur eines: den Tod für etwas Sinnvolles zu halten, also ernst zu nehmen und danach zu leben, Das Leben aber für etwas Sinnloses zu halten und danach zu sterben.



GEHIRNERWEICHUNG UND HERZENS- VERHÄRTUNG

Neugierig wie ich nun einmal bin, konnte ich anläßlich eines meiner letzten Aufenthalte in der Stadt der Versuchung einfach nicht mehr widerstehen, griff tief in die Tasche, zückte eine viel zu große Zahl von Groschen und kaufte mir die Pfingstnummer der Reichspost, jenes „unabhängigen Tagblattes fürs christliche Volk“, das, sicherem Vernehmen nach, dereinst, in Bänden gesammelt, als Evangelium des heiligen Funder der Bibel angegliedert werden soll. Ich hoffte, durch den Kauf gerade dieser Pfingstnummer wenigstens in den Besitz einer Schwanzfeder jenes heiligen Geistes zu kommen, den ich fürs Nebelhorn so nötig hätte und hatte die Absicht mit dieser Feder alle künftigen Nummern zu schreiben, um als Geselle des Erzbischofs Piffel am nächsten „Kolpingtage“ teilnehmen zu können.

Leider erwies sich meine Hoffnung als trügerisch und statt einer weißen Taube, in deren Gestalt der heilige Geist als Pfingstvogel die Welt, in der man den Himmel langweilt, unsicher macht, fand ich bloß die Geschichte eines schwarzen Huhnes, verfaßt von einem gewissen Michaeler, der seiner kernigen Sprache wegen mit dem Erzengel Michael zwar nicht verwandt aber identisch sein dürfte. Diese zwei Spalten lange Geschichte, die den Titel: „Haltet das Huhn!“ mit dem Untertitel: „Eine flüchtige Angelegenheit“ führt, behandelt den Ankauf eines Huhnes durch eine Köchin, namens Kathi, beim Marktstand des Herrn Alois Zerhaut, die Flucht dieses Huhnes und sein Einfangen durch eine christ-

lich-germanische Meute bodenständiger Gottesebenbilder.

„Gengen S' auf'n Markt hinteri zua der grünen Palblatsch'n, wo auf'n Schild stehn tuat: Alois Zerhaut, Butter, Eier, G'flüg'l, sagn S', i laß eahm schö grüaß'n und i brauchet für murg'n Sunntag a Hendl. Aber a urndtlichs Hendl — ka so a G'ripp, was d' Auszehrung hat! Mir ham Gäst' — dö woll'n a guat's Papperl! Hab'n S' mi verstand'n, Kathi?“

so hatte der Auftrag der unverkennbar katholischen Dienstgeberin gelaute und Kathi ging, um in landesüblicher Weise den Tag des Herrn durch die Ermordung eines Tieres zum Fest für den Magen zu gestalten. Sie kam zu Zerhaut und erstand nach mehreren mit epischer Breitmäuligkeit erzählten Zwischenfällen ein schwarzes Huhn. Zerhaut

fiel mit schnellem Griff das begehrte schwarze heraus, worauf er mit der Linken nach dem Messer tastete, das ihm auf romantische Art von einem Lendengurt herniederhing. „Net!“ schrie Kathi hastig, „net a'stech'n! I stich ma dös Hendl scho selber a! Geb'n S' ma's wia's is — i trag's alser lebendiger ham!“

Alois wunderte sich. „Alser lebendiger woll'n S'is hamzarr'n? Ja, warum net alser toter? Warum soll i denn...“

Kathi unterbrach ihn: „Weil a großer Unterschied is, wia'r a Hendl a'g'stoch'n is wur'n! Woll,, woll! A so a Hendl muaß auf a g'wisse Art a'g'stoch'n wer'n! Ob S'is glaub'n oder net: wenn's net richti a'g'stoch'n wur'n is, hat's an ganz andern G'schmack'n! Woll!“

„Na — wia S' woll'n!“ erwiderte Zerhaut achselzuckend. „Von mir aus kennen S' dös Hendl aufhängen oder darschiaß'n oder auf an elektrisch'n Stuhl setz'n — dös geht mi nix an! Alstern pass'n S' auf — i gib Ihnen dös Hendl ins Körbl eini! Halt'n S'is urndli, damit's Ihnen net am End' auskummt!“

Man kann nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken über diese urkomische Geschichte zur Unterhaltung und Belehrung gläubiger Christen, die sich einbilden, sie hätten vom heiligen Geiste mehr empfangen, als bloß den Dreck, den er beim Taubenflug über sie hin ihnen auf und in die Schädel fallen ge-

lassen hat. Vom romantischen Messer am Lendengurt des Herrn Zerhaut bis zu der christlichen Offenbarung, daß ein Huhn „auf a gwise Art agstochen werden muaß“, damit es „an andern Gschmackn hat“ ist alles von der Poesie jenes Dickdarms erfüllt, der durch seine Windungen das Vorhandensein eines Gehirnes vortäuschen möchte und von jener Biederkeit, der der Magen an die Stelle des goldenen Katholikenherzens gerutscht ist, das Gott liebt aus ganzem Gemüte und den Nächsten wie sich selbst. Damit aber auch der Himmel nicht fehle, prangt gleich in der Spalte nebenan ein Inserat, das zur Erzielung genußreicher Pfingstfeiertage durch den Besuch der Ausstellung „Wien und die Wiener“ auffordert und als besondere Attraktion ausgerechnet den „Himmel über Wien“ im Zeißplanetarium anpreist.

Doch die prophetischen Worte des Herrn Zerhaut wurden zur Wahrheit. Das Huhn entfloh. Mitten in die Schar der Weiber, die den Marktstand umlagerten und sogleich „von tumultuösem Gewoge“ ergriffen wurden, eine Vorstellung, bei der man sich die Nase zuhalten möchte. Das Huhn wurde ergriffen, da aber ein Junge den Seufzer ausstieß: „Schad, daß s' is scho hab'n! Wia fein war dös, wenns eahna wieder auskummet!“ hatte der katholische Gott Erbarmen mit seinem Volke und ließ es wieder auskommen, worauf die Jagd von neuem begann und der Junge eine

Menge Finger in den Mund steckte und auf geradezu revolutionäre Art pfiiff, was seinerseits wieder einen Haufen ebensolcher Jungen wie er war, herbeirief. „Treibt's dös Hendl durt umi!“ wies er die Genossen an, durt'n san a Massa Obststanderln... durt krieg'n s' is net so leicht! Dös gibt a Murds Gaudi!“

während Kathi, die nach den Worten des Evangeliums zu ihrem Bruder bekanntlich unter keinen Umständen „Raka“ sagen darf, da sie sonst des hölli-

schen Feuers schuldig wäre, zur Unterhaltung des christlichen Seipelvolkes in die Worte ausbricht:

„Wart', du ölendiger, schwarzer Teufel! Wann i di darwisch, nachher wirst d' mi kenna lerna, woll, woll! Hätt' i di nur glei a'stech'n lass'n — jetzt rennest d' scho lang net mehr! Aber i krieg di! I muaß di krieg'n... und wann i bis auf d' Nacht hinter deiner her renner muaß, du kohlschwarz's Rab'nvieh, du kraupert's, zausig's, schäbig's, ölendig's mistig's, a'g'famt's, boshaft's, hamtückisch's, du!“

Man begreift ihre Wut. Denn ein Huhn, das so wenig auf einen guten Gschmack'n hält, daß es sich nicht auf eine g'wisse Art astechen lassen will, verdient keine anderen Namen. Und ihre Wut scheint schließlich auch den Himmel über Wien im Zeiß-planetarium gerührt zu haben, denn das Huhn wurde endgültig gefangen.

„Da is 's!“ brüllte sie, „da is dös Mistvieh!“ Dann hielt sie das Tier nahe vor ihr Antlitz, betrachtete es mit funkelndem Blick und sprach: „Ja, mei Liaba, schau mi nur an! Schau mi nur recht guat an! I bin d' Kathi.... wann'st d' es wiss'n wüllst! I hab' di halt do derglengt, woll, woll! Mi halt'st d' net lang für an Narr'n, mei Liaba, mi net, woll! Mei g'hörst d'!“ Und dumpf rollend die schreckliche Botschaft: „So — und jetzt'n geh'n ma ham — und dann stich i di a! Waßt, d', i hab' scho vüßl Hendl'n a'g'stoch'n... aber kan's hab' i so gern a'g'stoch'n, als i di a'stech'n wir! Jetzt waßt d' as!“ Womit sie das Huhn in den Einkaufskorb stopfte und abmarschierte.

Die Jungen blickten ihr wehmütig nach. „Schad' daß 's scho aus is!“ sagte einer. „jetzt san ma scho schen in Schwung g'west... Aber so a Hendl is ja blöd — wann 's g'scheiter g'west war, hätt's dö blade Köchin no a Wal für an Narr'n halt'n könner...“

Zwei Seiten später aber steht in diesem Saublatt, das selbst der dreckigste Teufel nur mit Zögern als Klosettpapier verwenden würde:

Rettet die Kinder!

Zehntausende von Kindern fallen alljährlich dem Unglauben, dem Indifferentismus und den Umsturzideen zum Opfer. Der Antichrist, der Logenmarxismus und das von ihm verführte und mißbrauchte Proletariat haben sich in

den „Kinderfreunden“, Roten Falken“, der Sozialdemokratischen Jugendorganisation, den Schülerräten an Gewerbeschulen, der „Freidenkerjugend“ und der „Gottlosen Jugend“ Sturmtruppen der Zukunft geschaffen.

Auch die Früchte der Erziehung zeigen vielfach, daß die Familie in breiten Volksschichten in Auflösung begriffen ist. Die Schule selbst, durch sozialdemokratische Wühlarbeiten in Stadt-, Bezirks- und Ortsschulräten, freidenkerische Inspektoren und Schulleiter vielfach in den Händen von Ungläubigen, ist gegenwärtig mit ihren zwei Religionsstunden bei der vielfach fehlenden sonstigen christlichen Geistes- und Herzensbildung ohne Darstellung eines katholischen Weltbildes und ohne Schaffung einer katholischen Weltanschauung außerstande, der Verwilderung über die Schulzeit hinaus Einhalt zu tun.

Deshalb drängen sich gewissenhafte Eltern in die katholischen Privatschulen, die überall zu wenig werden. Ihre Vermehrung verlangt den organisatorischen Zusammenschluß der katholischen Eltern, Priester und Lehrer in der Erziehungs- und Schulorganisation der Katholiken Oesterreichs und ausgiebige Geldhilfe. Der Bestand aller katholischen Werke hängt daran.

Sie sollen sie nicht haben, die Seele von unserem Kind!

Und ich sah eine in einem Schlachthaus untergebrachte katholische Privatschule, vor der sich die Eltern drängten, das Trutzlied singend „Sie sollen sie nicht haben, die Seele von unserem Kind!“, während aus dem Innern der Choral der Kinder tönte, die gerade von einem Stellvertreter Gottes mit einem Backhendelfriedhof in die Finessen des Hühnerschlachtens eingeführt wurden und zwecks Schaffung eines katholischen Weltbildes dazu das Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ singen mußten. Und ich ging hin, stellte eine Erklärung aus und sandte sie rekommandiert an die politische Behörde I. Instanz.



MEINE MÄNGEL

In Nr. 759—765 der Fackel vom Juni 1927 erschien folgende sprachkritische Glosse:

Zwei, deren Ansichten auseinandergehen

Ein menschlich gesinnter Schriftsteller gibt eine Zeitschrift heraus, was einen gleichnamigen, deutsch gesinnten Schriftsteller zu der Erklärung bestimmt, daß er mit jenem nicht zu verwechseln sei, auch gehe seine „Ansicht über die nationale Frage“,

trotz mancher Uebereinstimmung in anderen Dingen, von der seinen weit auseinander.

Daß also der deutsch gesinnte Schriftsteller, wie es sich gehört, nicht deutsch kann, ist nicht zu bezweifeln. Was nun den menschlich gesinnten Namensbruder anlangt, so sucht er es ihm auf eine Art zu beweisen, die, gleich allem was er schreibt, die redlichste Absicht dartut, aber auch, wie recht er hat, seinen Widersachern, die ihm Nachahmung der Fackel vorwerfen, zu antworten, daß diese unnachahmlich sei. Vorerst verwahrt er sich dagegen, daß er „Ansichten zu einer Frage habe“, denn es gebe nur „Antworten auf eine Frage“. Aber der andere hat von einer „Ansicht über die nationale Frage“ gesprochen, die man wohl haben kann, da diese Frage nicht zu solchen Fragen gehört, die beantwortet werden, sondern etwas Fragliches, eine Streitfrage, ein Problem bedeutet, das hoffentlich einmal gelöst werden wird und zu dem man sogar sich mit der Ansicht stellen könnte, daß es endlich einmal an der Zeit wäre, die Menschheit davon zu erlösen. Mit diesem Versuch, die deutschnationale Gesinnung sprachkritisch zu entwerten, ist's also nichts. Dagegen kompromittiert sie sich durch die Erklärung, daß ihre Ansicht über die nationale Frage „von“ der des Namens-

bruders „weit auseinandergeht“. Das empfindet auch dieser, hat aber leider den folgenden Plan, die Sache in Ordnung zu bringen:

Und außerdem kann man nur mit jemandem auseinandergehen. Wer von etwas auseinandergeht, der explodiert. Es ist eben eine alte Erfahrung: Deutsch denken und Deutsch können ist zweierlei.

Ganz richtig, diese beiden Fähigkeiten gehen auseinander. Dagegen geht auch der, der explodiert, nicht von etwas auseinander, und außerdem kann man nicht mit jemandem auseinandergehen. Dem deutsch gesinnten Schriftsteller wäre wohl nichts übrig geblieben als zu erklären, daß seine Ansicht über die nationale Frage und die seines menschlich gesinnten Namensbruders weit auseinandergehen. Was diesen betrifft, so hat er recht, sich solche Trennung gefallen zu lassen, und wenngleich er es bescheiden ablehnt, der Nachahmer eines „Dornes in den Augen der Menschheit“ zu sein, so leistet er doch genug, wenn er, obschon in grauem Umschlag, als das rote Tuch für die steirische wirkt.

Ich halte es für ein Gebot der Ehrlichkeit, das Inkognito, unter dem ich da in der Fackel abgestiegen bin, zu lüften und mich zu dem zu bekennen, was mangelhaft an mir ist. Und der Entschluß dazu wird mir wahrlich durch das, was mir hier an Anerkennung gespendet wird, schwerer gemacht als durch das, was an mir ausgesetzt wird. Denn menschliche Gesinnung und redlichste Absicht behalten auch dann ihren Wert, wenn sie zwar nicht mit dem Streben, die Fackel nachzuahmen gepaart sind, so doch nach dem Schema: Gut aber dumm die Verquickung ihrer Anerkennung mit dem satirischen Hinweis auf ihre Unfähigkeit zu einer Nachahmung, die sie sich gar nicht angemaßt haben, hinnehmen müssen.

Zur Sache selbst möchte ich vor allem bemerken, daß ich froh bin, Zeitgenosse eines Sprachkriti-

kers, wie es Karl Kraus ist, zu sein. Das Problematische und Vorwitzige meines Unterfangens, eine Zeitschrift herausgeben zu wollen, die mehr als Eintagswert hat, kommt mir bei jeder Nummer neu zum Bewußtsein und der Zwang, alle vierzehn Tage unter etwas noch gar nicht Vollendet-sein-könnendes meinen Namen setzen zu müssen, wird umso unerträglicher, je mehr mit dem Wachsen meiner Kräfte und meiner Einsicht meine Keckheit der Sprache gegenüber schwindet, je mehr ich mich in ihrem Labyrinth verirre und je aussichtsloser der immer wiederholte Versuch erscheint, bei einem der größten deutschen Antiquare einen Sanders oder Grimm zur Ergänzung der vorhandenen und noch aus der Schulzeit stammenden „Regeln für die deutsche Rechtschreibung nebst Wörterverzeichnis“ aufzutreiben. Der Widerwille, eine Nummer des Nebelhorns nach ihrem Erscheinen noch einmal zu lesen, ist die Folge davon, eine Folge, welche die nur flüchtige Richtigstellung von Druckfehlern zur weiteren Folge hat.

Ergreife ich so, durch die Fackel dankenswerter Weise dazu veranlaßt, mit Mißvergnügen die schon lange gesuchte Gelegenheit, mich zu meinen, von mir selbst sicher am lebhaftesten empfundenen Mängeln zu bekennen, so glaube ich es doch gerade in den beiden von Karl Kraus sprachlich glossierten Fällen nicht bei einem bloßen „Pater peccavi“ bewenden lassen zu können, obwohl ich das, was ich in der dritten Nummer geschrieben habe, in der zwölften wahrscheinlich nicht mehr schreiben würde, falls das Nebelhorn den einzigen Vorteil, den es für mich persönlich hat, erfüllt, nämlich: mir die Gelegenheit zu geben, Deutsch zu lernen und mich zu entfalten.

Es ist natürlich auch mir klar — sehe ich es doch leider täglich, — daß es für andere Menschen möglich ist, Ansichten über die nationale Frage oder

zu ihr zu haben und daß die nationale Frage nicht zu jenen Fragen gehört, die beantwortet werden, ja daß sie gar nicht beantwortet werden kann, da sie meines Wissens noch nie in Worte oder Sätze mit einem Fragezeichen dahinter gefaßt worden ist. Was ich lediglich im Hinblick auf meine in Nummer 1 erschienene Glosse, welche die Beantwortung der nationalen Frage durch einen Straßburger Droschkenkutscher behandelte, an der von Kraus zitierten Stelle sagen wollte und auch gesagt habe (wenn auch vielleicht nicht ganz präzise) ist das: „Ich muß mich dagegen verwahren, daß ich Ansichten zu einer Frage habe, wenn sie auch anders sind, denn es gibt nur Antworten auf eine Frage“, wobei eine sinngemäße Einschaltung der beiden Worte „für mich“ hinter dem Worte „gibt“ das von mir Gemeinte gewiß deutlicher gemacht hätte, aber leider unterblieben ist. Jedenfalls war es mir nur darum zu tun, zwischen mir und meinen Bemühungen, allem künstlich Komplizierten auf den gewöhnlich ziemlich seichten Grund zu gehen und dem Herumgerede, dem Ansichten-Haben und dem Verwirren einfacher Sachlagen durch Andere einen Trennungsstrich zu setzen.

Was Kraus zur Anwendung des Verbums „auseinandergehen“ sagt, ist natürlich richtig. Man kann — wenn man so sagt — nur sagen: „Seine Ansicht und die meine gehen auseinander“. Dies stimmt aber, meinem Gefühl nach — und ich bin wie gesagt, immer nur auf dieses angewiesen, ohne entscheiden zu können, ob es nicht schon durch die papierene Schande, unter der wir alle leiden, teilweise verdorben ist — nur dann, wenn „auseinandergehen“ als Verbum bei einem Subjekt steht, das ein Begriff ist, wie zum Beispiel „Ansichten“ oder wenn die Tätigkeit des Auseinandergehens von einem Menschen in Bezug auf zwei andere ausgesagt werden soll, zum Beispiel: X und Y gehen auseinander. Sa-

ge ich jedoch selbst etwas über mein Auseinandergehen mit einem anderen aus, so könnte ich, falls ich nicht ein anderes Wort (ich trenne mich etc.) gebrauchen will, nur sagen: Ich gehe mit X auseinander. Wäre dies nicht möglich und müßte ich mich, wollte ich über mein und Xens Auseinandergehen (wie klingt das?) etwas aussagen, zwar umständlich aber richtig so ausdrücken: Ich und X gehen auseinander, so wäre das Wort „auseinandergehen“ ein Unikum, da es außer bei Subjekten, die schon im Singular einen versteckten Plural enthalten, nur im Plural gebraucht werden könnte und einen Singular nicht nötig hätte. Ich habe dieser Frage einen Vormittag auf der Universitätsbibliothek in Graz gewidmet, aber weder im Sanders'schen noch im Grimmschen Wörterbuch eine Aufklärung finden können. Sicher ist das, was ich in Nummer 3 gemeint habe, nämlich: daß Ansichten nur mit Ansichten auseinandergehen können, falsch; ob aber das, was ich gesagt habe, falsch ist, nämlich: daß man (also ein Ich, das über seine Beziehung zu einem anderen Ich aussagt) nur mit jemandem auseinandergehen kann, kann ich nicht entscheiden, bin aber für jede diesbezügliche Aufklärung dankbar. Meinem Witze über das Explodieren endlich, lag natürlich jenes ganz andere „Auseinandergehen“ zum Grunde, das die Wienerinnen als Wirkung des Weißgebäckes fürchten.



DER TRAUM VOM FLIEGEN.

den die Menschheit jahrhundertlang geträumt hatte, hat sich in einen Albdruck verwandelt. Ein klägliches Erwachen folgte und die Menschen, die sich auf dem besten Wege zu den Gestirnen dünkten, finden sich, seit in Berlin Flieger mit Rauchpatronen das Wort „Persil“ an den Himmel schreiben, auf den fliegenden Hund gekommen. Nun sind zwei von den Flugzeugen, die schon oft fünftausend Kilometer in zusammenhängendem Fluge über Land zurückgelegt haben, diese Strecke einmal über das Wasser geflogen und dieses, durch das günstige Wetter allein ermöglichte, verblüffende Ereignis hat die Gehirne verwirrt. Die Weltpresse kreißte und ein ridiculus Schmus wurde geboren. Aber der in den letzten Wochen zweimal „besiegte“ Ozean hat sich wieder als ein Mordskerl erwiesen. Seit Jahrhunderten besiegt er die Menschen und bringt sie zum Speien und wenn einmal er besiegt wird, zwingt er seine Bezwinger in die Fliegerhosen zu machen und als weinende Armitschkern mit der Frage nach dem nächsten W.C. dem Flugzeug zu entsteigen, während die toben den Zuseher, die auch noch ideale Bedürfnisse haben, das Flugzeug demolieren, um ein sichtbares Andenken an jene heilige Stunde in die Hände zu bekommen, die eine Verbrüderung der Menschen durch eine Vergrößerung des Aktionsradius für Bombenflugzeuge bewirkt hat. Lindberg, der 33 Stunden im Zeichen des Fortschrittes gesessen ist, erklärte, nachdem er gelobt worden war, er habe sich bei seiner Heldentat entsetzlich gelangweilt, wir aber werden von den Nachrichtern des Geistes mit Nach-

richten über dieses langweilige Erlebnis unterhalten. Chamberlin, nach dem schönsten Erlebnis seiner ganzen Reise befragt, gab nicht dem Dichter recht durch Zitierung der Worte: Den Himmel über mir und unter mir die Wellen, sondern antwortete: Das deutsche Bier!, was eine diplomatisch ganz unzulässige Reklame für das deutsche Alkoholkapital darstellt, der auch sofort internationale Verwicklungen auf dem Fuße des Fortschrittes folgten. Denn der tschechische Gesandte in Berlin wurde durch diese Worte derart in nationale Wallung versetzt, daß er Chamberlin sogleich 50 Flaschen echten Pilsnerbieres als Geschenk des tschechischen Staates überreichen ließ und damit einen schönen Sieg des kleinen tschechischen Staates über das mächtige Amerika errang, da Chamberlin sofort beschloß, der Besiegung des Ozeans eine Luftbierreise nach Prag und Pilsen folgen zu lassen. Levine aber, der den Typus des fliegenden Juden in die Weltgeschichte eingeführt hat, brüllte den Bürgermeister von Kottbus in begreiflicher Erregung mit dem Worte „Hunger!“ an, als dieser ihn, der in einem deutschen Sumpfe steckengeblieben war, mit ausgebreiteten Armen auf deutscher Erde begrüßte. Und solche Brüder, die aus der Luft wie Ziegelsteine auf die Ideale der Menschen fallen und sie zertrümmern, werden statt mit Prügeln mit Ovationen empfangen, mit Ovationen, die in ihrer Verschiedenheit die Verschiedenheit der Völker ins klarste Licht rücken. Die Amerikaner bieten Lindberg Millionen von Dollars und wollen seine Mutter „als typische amerikanische Mutter“ im Kino vorführen; die Franzosen kommen mit dem Orden der Ehrenlegion gesprungen und zeigen sich als Meister der großen Geste durch den Antrag eines Pariser Schneiders, der Lindberg lebenslang gratis bekleiden will und durch den Antrag eines Restaurants, das Lindberg bis zu seinem Tode verköstigen will, während die Mitteilung, daß sich auch

ein Pariser Vergolder gefunden habe, der Lindberg ohne Entgelt jeden zweiten Tag das Popotscherl vergolden will, aus Schicklichkeitsgründen vermutlich im Uebersatz stehen geblieben ist; die Deutschen nahen Chamberlin und Levine ehrfurchtsvoll mit dem „goldenen Buch“ und der Ehrenbürgerurkunde von Kottbus, beschmutzen in Berlin weißgekleidete Mädchen mit der Aufgabe, vor die schwankenden Füße dieser antialkoholischen Bierapostel aus dem „trockengelegten“ Westen Rosen zu streuen und bemühen den bekannten Feuergeist ihres Reichskanzlers mit dem Ausdruck-Geben der Hoffnung, daß die „überragende Leistung der Flieger eine neue Brücke zwischen Amerika und dem deutschen Volke sein möge, wobei man sich verwundert fragt, warum die Beiden, wenn schon alte Brücken bestehen, nicht lieber mit dem Auto über diese nach Deutschland gefahren sind. Die Oesterreicher aber entdecken als Fachleute im Wurzen sogleich die beispiellose Eignung der beiden Flieger zur Hebung des Fremdenverkehrs, laden sie zum Besuche Wiens ein, betören die Unkultur durch das Versprechen einer Festvorstellung in der Staatsoper, die wo bekanntlich ein Kulturgut ersten Ranges ist, werden ihnen durch den Bundespräsidenten mitteilen lassen, daß die Wiener Landschaft geradezu Musik atmet und jubeln in den Zeitungen, daß „die Wiener Hotels bereits zahlreiche telegraphische Zimmerbestellungen von Amerikanern“ erhalten hätten und daß der Besiegung des Wassers, wie vorausszusehen, eine Blüte des ganz darniederliegenden Alkoholgewerbes in Wien folgen müsse.

So ist der Kreis geschlossen. Der Hebung des Menschen in die Luft folgt mit Notwendigkeit die Hebung des Fremdenverkehrs in der Tiefe und die Nachwelt wird dereinst staunen über die tollkühne Unternehmung eines waghalsigen Biertrinkers der, in steter Gefahr hineinzufallen, über das große, ihm

entsetzliche Wasser geflogen ist, um seinen sehnlichsten Wunsch, „in Europa gutes Bier zu trinken“ gleichzeitig mit der Sehnsucht eines Ikarus zu befriedigen. Zu hoffen bleibt nur, daß wenigstens die fliegenden Fische in den Wassern aus Reinlichkeitsgefühl und um nicht verwechselt zu werden, in Hinkunft das Fliegen über dem Wasser einstellen werden.



DIE STAATSGEWALT

ist ein Unding, dessen Notwendigkeit ich nicht begreifen kann, das aber mit Notwendigkeit mich begreifen muß, um zu konstatieren, ob ich beim Passieren seiner Grenzen nichts Zollpflichtiges im Westentaschel verborgen habe, um es dem „Zugriff“ der Behörde zu entziehen. Ein Unding aber ist ein Begriff und da sich die Menschen normaler Weise mangels des dazugehörigen Begriffsvermögens nicht gerne mit Begriffen abgeben, streben sie danach, sich diese Begriffe zu versinnbildlichen. Dies geschieht gewöhnlich durch Bilder und Statuen halbnackter Weiber, ein Usus, der außer seinem Alter wenig für sich hat, dem aber doch gerade im Falle der Staatsgewalt eine gewisse Sinnigkeit nicht abzusprechen ist, da das Nackte zwischen der ganz nackten Ausbeutung und dem halbnackten Weibe immerhin als tertium comparationis gelten kann. Nun haben aber die halbnackten Weiber als Ornamente der Kunst wesentlich an Wert verloren, seit es keine Kunst mehr ist, sie als Ornamente des täglichen Lebens allenthalben zu erblicken und die Kunst, die seither

auch in den Dienst des Kaufmannes getreten ist, löst heute die Aufgabe der Versinnbildlichung der Staatsgewalt nicht mehr durch die Darstellung einer dürftig bekleideten Brunhildengestalt mit einem Schwerte, sondern so:

Ich verfolge sie — — !

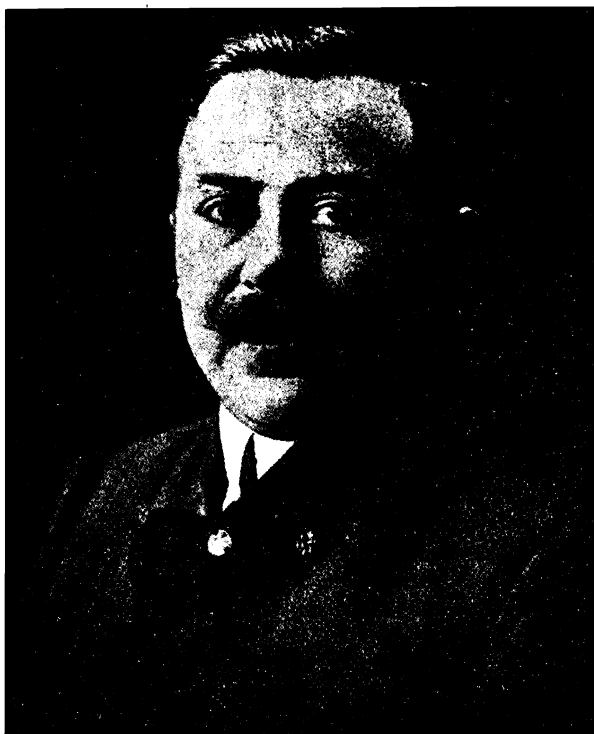


schon lange diese Gerstkleidung und ihre billigen Preise

Der Sieg einer realeren Lebensauffassung ist unverkennbar und die Aehnlichkeit ist verblüffend. So sieht sie aus die Staatsgewalt, die uns regiert und täglich in unser Leben treten kann, um uns zu verfolgen. Aus einer im Drange des Schwitzens beim Regieren vorne aufgeknöpften Uniformbluse, aus einem mit dem Totem der Rangsklassenwürde verzierten Kragen steigt ein dünner an Wendefähigkeit unübertroffener Hals und wiegt einen Kopf, der die typischen Züge der österreichischen Staatsautorität trägt, dessen ausgedehntes Riechorgan zum Wittern von Gesetzesübertretungen geschaffen scheint, dessen Blick Schlafzimmerwände durchbohrt, dessen rotz-, suppen- und nikotinverkleister Schnauzbart das Anschnauzen erst zu ermög-

lichen scheint und dessen zahmlosem Munde gerade die Worte „Frauensperson“ oder „Schandgewerbe“ entfliehen dürften, während unter der Amtskappe die „Verordnungen“ wohlgeordnet ruhen und ihrer Anwendung durch die drohend erhobene Pranke harren, die Amtshandlungen vorzunehmen gewöhnt ist und nur einen einzigen Finger mehr auszustrecken braucht, um durch Ablegung eines Diensteides die Worte des wahrheitsliebendsten Bürgers in lauter Irreführungen der Behörde zu verwandeln. Und wenn auch mit den verschiedenen Rangsklassen die äußerliche Gepflegtheit dieser Gestalt wechselt und ihre Raubtierkrallen bald mehr eingezogen, bald mehr vorgestreckt getragen werden, alles Wesentliche ist unverkennbar der Unnatur abgelauscht. So sieht sie aus die Staatsgewalt, ob sie nun in Vorzimmern umherlungert, ununterbrochen gabelfrühstückt und Auskunftheischenden knurrende Antworten gibt, ob sie hinter Glas und Rahmen an Schaltern sitzt und Schillinge aus dem Jahre 1924 zurückweist, ob sie nun Rucksäcke abfüllt, in Koffern wühlt und „Boletten“ ausgibt, oder ob sie ihr Autoritätsgewerbe im Umherziehen ausübt, Darbende delogiert, Verzweifelte pfändet, Razzien in Hotelzimmern veranstaltet, Liebespaare von dunklen Bänken aufstöbert und — selbst ein Musterbeispiel sittlicher Norm — sexuelle Normwidrigkeiten verfolgt. Freilich sind dies alles nur Tätigkeiten „untergeordneter Organe“. Aber so untergeordnet kann gar kein Organ sein, daß es nicht uns allen, die wir keine Aemter bekleiden und von keinen Aemtern mit Uniformen bekleidet werden, noch übergeordnet wäre. Und so süß der Trost auch sein mag, daß wir Jene wählen dürfen, die diese auf dem Amtsschimmel reitenden Wasenmeister mit den Gesetzesschlingen täglich auf uns hetzen, so ist er doch nur schwach, so lange durch solche Wahlen, welche die Milliarden kosten, durch die Arbeitslosigkeit, Invaliden- und

Kleinrentnerelend und Kinderverwahrlosung bekämpft werden könnten, alles beim Alten bleibt und nur ein neuer Mann in die Regierung gekommen ist, um uns mit weiser, aber strenger Hand durch das Gewirre der Weltpolitik zu steuern. Nur ein Gefühlloser kann bei seinem Anblick noch daran zweifeln, daß sich nun alles, alles wenden müssen wird — natürlich mit Ausnahme des Magens — denn er sieht so aus:



Der neue österreichische Vizekanzler Karl Hartleb

AHNUNGSVOLLE WORTE*)

Nicht du bist, der da lebt, denn das Geschöpf ist Tod,
Das Leben, das in dir dich leben macht, ist Gott.

Gott hat sich nie bemüht, auch nie geruht, das merk:
Sein Wirken ist sein Ruhn und seine Ruh sein Werk.

Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit.
So du nur selber nicht machst einen Unterscheid.

Du selber machst die Zeit: das Uhrwerk sind die
Sinnen;
Hemmst du die Unruh nur, so ist die Zeit von hinnen.

Nicht du bist in dem Ort, der Ort, der ist in dir!
Wirfst du ihn aus, so steht die Ewigkeit schon hier.

Ich weiß nicht was ich bin, ich bin nit was ich weiß:
Ein Ding und nicht ein Ding: ein Tüpfchen und ein
Kreis.

So du das ewge Wort in dir willst hören sprechen,
So mußst du dich zuvor von Unruh ganz entbrechen.

Mensch, was du liebst, in das wirst du verwandelt
werden.
Gott wirst du, liebst du Gott, und Erde, liebst du
Erden.

*) Es ist verblüffend, zu sehen wie hier ein unendlicher Geist in seiner — freidenkerisch ausgedrückt — seelischen Trägheit und allenthalben durch den Zwang christkatholischer Nomenklatur gefesselt buddhistische Weisheit zum Besten gibt und, ohne eine Ahnung von der Lehre vom Ich zu haben, bald mit dem Worte „Gott“, bald mit „Wesen“, bald mit „Einheit“, bald mit „zarte Gottheit“ das bezeichnet, was der Buddha mit dem Worte „Atta“ (Ich) meinte.

Die Welt, die hält dich nicht, du selber bist die Welt,
Die dich in dir mit dir so stark gefangen hält.

Mensch werde wesentlich: denn wann die Welt ver-
geht,
So fällt der Zufall weg, das Wesen, das besteht.

Mensch, wo du noch was bist, was weißt, was liebst
und haßt,
So bist du, glaube mir, nicht ledig deiner Last.

Der Mensch hat eher nicht vollkommne Seligkeit,
Bis daß die Einheit hat verschluckt die Anderheit.

Ich sag, es stirbet nichts: nur daß ein ander Leben
Auch selbst das peinliche, wird durch den Tod ge-
geben.

Ruh ist das höchste Gut: und wäre Gott nicht Ruh,
Ich schlosse für ihm selbst mein Augen beede zu.

Die zarte Gottheit ist ein Nichts und Uebernichts:
Wer nichts in allem sieht, Mensch, glaube, dieser
sichts.

Geh hin, wo du nicht kannst: sieh, wo du siehest
nicht:
Hör, wo nichts schallt und klingt, so bist du, wo Gott
spricht.

Die Ewigkeit ist uns so innig und gemein:
Wir wolln gleich oder nicht, wir m ü s s e n ewig sein.
Angelius Silesius



DAS NEBELHORN

erscheint am 1. und 15. jedes Monats und ist in Graz bei
Kienreich, Sackstraße, erhältlich.

BEZUGSBEDINGUNGEN

für Abonnements, die vorerst nur bei der Administration,
Stübing bei Graz, erfolgen können:

Für Oesterreich, 24 Nummern	12 Schilling
12 Nummern	6.50 „
6 Nummern	3.50 „
Für Deutschland, 24 Nummern	9 Mark
12 Nummern	5 „
Für die Länder des Weltpostvereines:	
24 Nummern	14 Schw. Fr.
12 Nummern	7 Schw. Fr.

Einzelpreis der Nummer 60 Groschen.

Eigentümer, Herausgeber und verantwortlicher Redakteur:
Dr. Herbert Müller-Guttenbrunn, Schriftsteller, Stübing bei
Graz. — Druck: Heinrich Stiasny, Graz, Volksgartenstraße 12.